Beilage zu Nr. 77 der Düsseldorfer Bürger-Zeitung.

Donnerstag, den 14. April 1892.

Selbstgeopfert.

Roman aus dem Leben einer Großstadt.

Von E. Friedrich.

(Nachdruck verboten.)

(16. Fortsetzung.)

Und die Rufe auf der Straße, das Freudejauchzen aus dem zweiten Stockwerk, die lauten Worte des streitenden Ehepaares, ja, mehr noch, auch das Neujahrsglockenspiel vom Kirchthurm, Alles vernimmt das Ohr des einsamen Mannes, der hart unter'm Dach beim Lampenschein in das neue Jahr hinüberarbeitet, wie stets von einem Tag in den anderen. Unbekümmert um Alles sitzt er da, mit Hülfe seiner Lupe unablässig thätig, der alte Kupferstecher, gleich wie über Glück und Unglück das Schicksal thront . . .

Und das Gebäude der ersten Stunde der Neujahrsnacht braust fort durch alle Straßen. Es hallt auch hinein in das alterthümliche Haus, durch dessen Bogenfenster das bleiche Mondlicht unlängst auf einen verzweifelten Mann fiel, der es nicht über sich gewinnen konnte, zu sagen, was dann doch gesagt hatte werden müssen.

Dunkel lag das ganze Gebäude da, dunkel und still, denn die Tochter des Hauses sang in wildem Fieber und die Aerzte wiegten zweifelnd das Haupt.

Eben tritt eine dunkle Gestalt aus dem Porterzimmer mit den großen Bogenfenstern heraus und schleicht den Korridor entlang, um dann aber plötzlich den Schritt zu hemmen.

„Nein, nein, ich kann sie nicht mehr sehen!" murmelt die bleichen Lippen zitternd vor sich hin. „Es würde die Wunde nur klaffender aufreiben. Ach, Helene, Du verspradest mir Rettung! Prophetische Worte! Aber welch eine Rettung! Um Deinetwillen nur ist es, wenn ich sie annehme und der Allmächtige im Himmel weiß es, wie schwer es mir fällt! Lebe wohl, Helene, lebe wohl!" Und die Arme des Mannes, dessen Stimme Schluchzen erstickt, breiten sich nach der Zimmerthür, nahe welcher er steht, aus. „Fluche Deinem Vater nicht! Wenn Du zur Wirklichkeit erwachst, dehnt sich zwischen uns das Weltmeer oder — das Grab!"

XXII.

Es war in der Frühe des ersten Abends des neuen Jahres. Herr Richard Giesenau saß in seinem Arbeitszimmer vor seinem Schreibtisch. Vor ihm auf der Platte desselben lag ein Bild, — dasselbe Bild, welches er, vor einigen Wochen zwischen alten Papieren kramend, aufgefunden hatte. Es war ein in Oelfarben ausgeführtes Frauenmantlitz und wer es nur einmal gesehen, der würde darauf geschworen haben, in diesem Bilde dasjenige Valentins de Courcy's vor sich zu haben.

Hing der Mann im Sessel, dessen Blicke starr auf dem schönen Frauenkopf hafteten, dem gleichen Gedanken nach?

Oder was war es sonst, was sein Gesicht so ernst, seinen Blick so nachdenklich machte?

Jetzt erhob er sich und durchmaß einige Male das Gemach.

„Nein, es geht so nicht weiter," murmelte er vor sich hin. „Ich muß Gewißheit haben. Ich muß von diesen Folterqualen erlöst sein. Ich muß klar sehen, was ist und was nicht ist, ob mich Schreckgespenster peinigen, oder ob es Wirklichkeit, Wahrheit ist, was mir eine innere Stimme zuflüstert, die sich durch Nichts zum Schweigen bringen lassen will, selbst nicht durch den festesten Willen. Mit dieser Frage verliere ich Nichts, sondern kann nur gewinnen mit derselben, daß ich weiß, woran ich bin. Entweder — oder! Ja, so sei es!"

Und mit raschem Schritt, als fürchtete er, daß, wenn er zögerte, sein Entschluß noch wieder in's Schwanken gerathen könne, trat er an seinen Schreibtisch und drückte auf den Glockentelegraph. Ein schriller Ton ließ sich vom Erdgeschoß her vernehmen.

Herr Giesenau nahm seinen Platz am Schreibtisch wieder ein und seine Hand bedeckte das Bild, als gleich darauf die Thür aufging und der Diener eintrat.

„Ich wünsche meinen Sohn zu sprechen. Ist er zu Hause?" fragte der Kaufherr in ruhigem Tone, der Nichts von dem Kampfe verrieth, der sich noch eben so deutlich in dem ganzen Wesen dieses Mannes ausgeprägt hatte.

Der Diener bejahte und verließ auf seines Herrn Order, sodann seinen Auftrag auszurichten, das Gemach.

Als die Thür sich wieder geschlossen hatte, erhob er die Hand wieder von dem Bilde und blickte forschend darauf nieder, wie unzählige Male, seit er dasselbe gefunden hatte und seitdem ihm damit gleichsam ein Schleier von den Augen gefallen war.

„O, kein Zweifel, kein Zweifel kann bestehen!" murmelte er in der gewaltigen Aufregung von vorhin. „Zug um Zug ist es dasselbe Gesicht, dasselbe Auge, derselbe Mund, als wäre sie es, die Lebende, welche mir bei dem ersten Anblick bereits wie ein dem Grabe entstiegener Geist erschien . . . . Ah, Hermann kommt!"

In sieberhafter Hast öffnete er ein Fach in dem Aufsatz des Schreibtisches und ließ das Bild hineingleiten.

Die Hände auf dem Rücken zusammengelegt, den Blick der Thür zugewendet, stand er, als der junge Mann in's Zimmer trat.

Hermann war seinem Vater wenig ähnlich, nur die Gestalt war dieselbe, ebenso biegsam, ebenso hoch und schlank und wohlproportionirt in allen Formen, eine Aeußerlichkeit, welche den gewissenlosen Mann den Sieg über manches Frauenherz leicht machte. In seinem Gesichtsausdruck, dem Blick seiner Augen und seinem ganzen Wesen überhaupt glich er ganz und gar der Mutter, an welcher er mit einer an Anbetung grenzenden Liebe seit seiner frühesten Kindheit hing. Mit dem Vater hatte er nie sympathisirt und dieses Gefühl für einander beruhte auf Gegenseitigkeit. Der Kaufherr hatte nie Neigung für den ein wenig weichlich veranlagten Sohn empfinden können, eben so wenig, wie für dessen Mutter.

Es war eine Heirath gewesen, wie eben im Leben alltäglich so viele geschlossen werden.

Der Vater hatte für den Sohn eine Gattin gesucht und diese in der Tochter eines nicht minder begüterten Geschäftsfreundes gefunden und für den Sohn gewählt. Das noch sehr junge Mädchen war wenig gefragt worden, auch hatte das blendende Aeußere des Bräutigams nicht Geringes dazu beigetragen, ihr die Werbung in dem freundlichsten Lichte erscheinen zu lassen. Hätte man sie überhaupt um eine Einwilligung befragt, sie würde dieselbe zweifellos gegeben haben. So wurde sie des glänzenden jungen Mannes Frau, zu welcher dessen Vater sie vor Allem deshalb ausersehen hatte, um ihn seinem tollen Leben zu entziehen, indem er an eine eigene Häuslichkeit gefesselt wurde. Ob das gelungen war? Die junge Frau Giesenau wurde bald bleich und schmalwangig. In ihren Augen glänzten oft Thränen, aber der Mund sagte kein Wort. Wem auch hätte sie vertrauen sollen, was ihr das Herz bedrückte? Dem eigenen Vater, der bei jeder Gelegenheit das Glück seines Kindes pries? Oder gar dem alten, in seinen Geschäften förmlich ausgetrockneten Vater ihres Mannes? Oder einer der Busenfreundinnen, die, wie sie wußte, nur darauf warteten, Interessantes zu erfahren, um es aus ihrem Hause hinauszutragen zu Jedem, der es hören wollte?

So lernte sie schweigen, lernte sie lächeln mit zuckendem Herzen, lernte sie glänzen, lernte sie stolz und hochmüthig werden.

Erst als nach mehrjähriger Ehe ihr der Himmel ein Kind beschenkte, milderte sich der herbe Zug, der sich ihrem Charakter aufgeprägt hatte, in Etwas wieder und allmählich erwachte die tiefe, inbrünstig heiße Liebe für den Sohn in ihrem Herzen, welche zu wecken der Gatte sich nie die Mühe gegeben hatte.

So gingen denn seit Jahren zwei Menschen, die für's Leben aneinander gekettet waren, fremd und kalt nebeneinander her. Zwei Parteien standen sich stets einander gegenüber: — Mutter und Sohn auf der einen Seite, auf der anderen Seite der Vater.

Aus Frau Giesenau war mit der Zeit eine vollendete Weltdame geworden, welche ihren ganzen Wirkungskreis in der Lösung zweier Aufgaben fand, — zuerst: in Gesellschaften zu gehen und Gesellschaften zu veranstalten; dann in dem Lieben, Denken und Sinnen für den Sohn. Aber trotz dieser großen Liebe, welche ihm zu Theil wurde, hatte Hermann sich nicht, wie das so leicht der Fall zu sein pflegt, zu einem eigensinnigen Charakter entwickelt. Er war im Gegentheil leicht zu leiten, zu leicht vielleicht, wenn einmal große Schicksalsdrömungen nahten, denn ein Grundzug fehlte ihm vor Allem, ein Grundzug, der erst der Kampf des Lebens machtreifen kann, die Festigkeit, welche kein Wanken, kein Schwanken kennt, sondern die ganz bestimmt weiß, was sie will, wenn es dafür zu ringen gilt.

Diese dem jungen Mann anhaftende Schwäche auch war es vielleicht vor Allem, welche wie eine Schranke zwischen ihn und dem Vater stand, der allzeit, wenn auch durchaus nicht immer zum Guten, sehr bestimmt gewußt hatte, was er wollte. Die große Seele, welche Hermann in sich trug und die sich in dem Ausdruck einer stets edlen Gesinnung kundgab, sah der Mann, der nie bessere Gefühle in sich, noch bei Anderen gesucht hatte, nicht.

Er wußte nur, daß der Sohn anders war, wie er, und daß entfremdete ihm denselben.

Das auch prägte sich in dem Blick aus, mit dem er jetzt den Eintretenden musterte, und eine Falte trat auf seiner sonst noch vollkommen glatten Stirn hervor.

„Hermann," begann er, dem jungen Manne bedeutend, auf einem Sessel ihm gegenüber Platz zu nehmen, während er selbst seinen vorherigen Sitz wieder einnahm, „wir sind in das neue Jahr eingetreten und die Worte, die ich von Dir zu hören erwartete, Du sprachest sie nicht aus. An einem Neujahrstage war es, als mein Vater mir nur fünfundzwanzig Jahren eröffnete, daß es Zeit sei, zu heirathen, und daß er bereits für mich gewählt habe. Ich danke es ihm heute, daß er es that," setzte er hinzu und leise Satire klang durch seine Worte. „Ich folge dem gegebenen guten Beispiel, indem ich heute die gleiche Frage an Dich richte. Du warst mit Helene Hofmeister so gut wie verfprochen. Wie kam es, daß eine offenbare Kluft so plötzlich zwischen Euch sich auftat? Wenn auch nicht mit nackten, direkten Worten, mit Andeutungen habe ich Dir mehr als einmal zu erkennen gegeben, daß sie mir als eine würdige Gattin meines Sohnes willkommen sein würde und fast scheinest Du schon meine Hoffnungen erfüllen zu wollen, als plötzlich diese mir unerklärliche Entfremdung eintrat. Was geschah zwischen Euch?"

Hermann hatte den Blick verlegen gesenkt. Jetzt erhob er ihn voll zu dem Vater.

„O, es geschah nichts, was einen Bruch herbeiführte," versetzte er ein wenig gepreßt. „Helene zog sich von mir zurück, ich mied sie, denn — — Vater, ich habe Dir ein Geständniß zu machen!" brach er jählings ab.

„Ein Geständniß?"

Des Kaufherrn Augen sahen den Sohn groß an, so daß diesem alles Blut nach dem Kopfe schoß, aber die Situation drängte. Er mußte sprechen.

„Ja, ein Geständniß," erwiderte er. „Die Entfremdung, welche zwischen Helene und mir eingetreten ist, hat ihren Grund. Ich glaubte, Helene zu lieben, bis, wie die aufgehende Sonne den glänzenden Morgenstern, eine Andere Helene's Bild in ein Nichts zurücksinken ließ. Seit jenem Herbstabend, als Valentine de Courcy zuerst meinen Lebensweg kreuzte, liebe ich keine Andere, als nur sie allein!"

Der Kaufherr war in seinen Sessel zurückgesunken.

Sein Gesicht war bleich geworden. In seinen Zügen arbeitete es gewaltig, aber Hermann in seiner Aufregung sah es nicht.

„Valentine de Courcy liebst Du?" wiederholte Herr Giesenau.

Zwar hatte Frau Alma an jenem Ballabend, dessen Hermann soeben Erwähnung that, eine derartige Möglichkeit ausgesprochen, aber er hatte nicht weiter darauf Acht gegeben. Er hatte an eine solche Thatsache gar nicht mehr gedacht, noch weniger mit einer solchen sich beunruhigt, denn wenn auch weit entfernt, es klar sich bewußt zu sein, instinktiv fühlte er bei Hermann's Geständniß es wie einen Alp auf seine Brust herabsinken.

Doch der junge Mann, im Ungestüm seiner Gefühle, hörte die verwunderte Frage des Vaters allein.

„Ja, ich liebe Valentine," sagte er, „und was ich für sie empfinde, nie und nimmer hat es sich für Helene in meinem Herzen gerührt. Valentine ist der Stern, der hoch über meinem Leben steht und dem ich folgen werde und folgen muß bis an's Grab. Valentine ist das Bild meiner stillen Träume, sie ist die Gottheit, die ich anbete, das Ideal, dem ich huldige, das Mädchen, welches ich liebe!"

„Und Helene Hofmeister?"

Fast grollend kamen die Worte über des Kaufherrn Lippen.

Er hatte sich gefaßt und der ganze Verdruß, daß ein Projekt, welches er geplant, scheitern sollte, gewann die Oberhand in ihm.

„Helene Hofmeister?" fragte Hermann erstaunt zurück. „Vater, ich habe mich nie mit einem Wort ihr verpflichtet. Hätte ich Das gethan, ich würde wissen, was ein Ehrenmann zu thun schuldig ist!"

Herr Giesenau erhob sich hastig, so daß sein Sessel um etwas zurückrollte.

„Es ist gut für heute," sprach er kurz. „Was Du mir gesagt hast, will ich mir überlegen. Du hast einen Lieblingswunsch meines Lebens vernichtet. Ich hätte das nicht anders von dem Sohne Deiner Mutter erwarten sollen, die sich gleich Dir niemals darin hat finden können, einen meiner Wünsche zu respektiren. Es ist also vorbei. Reden wir nicht weiter davon!"

Auch Hermann hatte sich erhoben.

„Vater," sprach er mit bebender Stimme, „ich beklage es tief, daß Du meine Wahl nicht billigst. Was hast Du an Valentine de Courcy auszusetzen?"

Der Kaufherr wandte den Sohn sein Gesicht zu. Es war voller Spott.

„Auszusetzen? Es kann Dir ja gleich sein, wie Dir meine Wünsche gleichgültig sind. Valentine Courcy ist eben nicht die Tochter Heribert Hofmeisters und ich denke, daß ist bei meiner Vorliebe für diese Partie ein Grund genug, um von

Deiner Wahl nicht sonderlich entzückt zu sein. Natürlich ist die Mutter ganz Deiner Ansicht?"

In Hermanns Zügen zuckte es schmerzlich, doch ehe er antworten konnte, ertönte ein Klopfen und ein Diener meldete, daß Frau Giesenau Vater und Sohn erinnern lasse, daß in einer Stunde die für den Neujahrsabend eingeladenen Gäste eintreffen würden.

„Vater, Du willst trachten, was ich Dir an's Herz gelegt habe, in einem freundlicheren Lichte anzusehen?" fragte Hermann, auf die letzten Worte des Vaters nicht eingehend.

„Was bleibt mir schließlich Anderes übrig?" versetzte Herr Giesenau hart. „Nur in dieser Stunde erspare mir die Antwort. Du wirst sie immer noch früh genug erfahren!"

„Immer noch früh genug!" murmelte er vor sich hin, als sich hinter Hermann die Thür geschlossen hatte. „Ja, nur zu früh kommt jegliches Unheil. O, wenn ich nur eine Erklärung finden könnte für jene räthselhafte Aehnlichkeit, welche meinen Athem hemmt und das Blut in meinen Adern still stehen läßt!" — — —

Eine elegante Versammlung wogte in den Giesenau'schen Salons, welche einen Glanz ausstrahlten, ganz wie an jenem Herbstabend, als Valentine de Courcy an ihrer Mutter Seite zuerst in die Gesellschaft eingetreten war.

Heute suchte manches Auge vergeblich nach der lieblichen Mädchenerscheinung, von welcher an jenem Abend gleichsam alles Licht auszugehen schien. Und zwei Augenpaare waren es vor Allen, welche in brennender Erwartung die Ankommenden musterten, — die Augen Hermanns und die Augen jenes jungen Mannes mit dem bleichen, edlen Gesicht, der heute fast den gleichen Standpunkt wie an jenem Herbstballabend inne hatte — die Augen Reinhold Strins.

Er hatte Valentine seit jenem Morgenbesuch im de Courcy'schen Hause, als er der Heimlichgeliebten seine neueste Komposition gewidmet, nicht wiedergesehen und alles Licht schwand mehr und mehr aus seinen Augen, als er unter allen Ankommenden die eine Gestalt, die ihm wachend und träumend vorschwebte, nicht den Saal betreten sah.

„Wie traurig," näherte sich da eben Frau Giesenau ihrem nahestehenden Sohne, „Frau de Courcy kommt wirklich nicht. Ich wollte Dir die Freude nicht verderben. Die Ablehnung war auch nicht ganz bestimmt gehalten, aber der Zustand der armen Frau muß ein solch leidender sein, daß sie ständig an's Haus gefesselt ist. Und die arme Valentine, welche damit verurtheilt ist, ihre Tage im Krankenzimmer zu vertrauern —"

Das Herannahen ihres Gatten, den ein älterer Herr begleitete, ließ die Sprecherin sich diesem Letzteren, der offenbar eben erst angelangt war, zuwenden.

„Alma, eine erschreckend überraschende Neuigkeit!" rief ihr Gatte ihr lauter, als das sonst seine Gewohnheit war, zu. „Denke Dir nur, — der in der ganzen Stadt als ein Krösus betrachtete Kaufherr Heribert Hofmeister ist in der letzten Nacht verschwunden, — entflohen, Gott weiß, was! Als bis heute Mittag sich kein Laut von ihm bemerkbar gemacht hatte, wagte die Dienerschaft es endlich, in das Schlafzimmer ihres Gebieters einzutreten. Dasselbe war leer; das Bett stand unberührt. Auf seinem Schreibtische lag ein Brief, an seine Tochter Helene gerichtet, den die Dienerschaft nicht öffnete, aus Pietät für ihre junge Herrin, welche im heftigsten Fieber daniederliegt und eben vor der entscheidenden Krisis steht. Was der Beweggrund ist, noch weiß man es nicht, aber man muthmaßt das Schlimmste, denn der allgemein so hochgeachtete Mann sich nur durch eine eilige Flucht hat entziehen können."

Frau Giesenau stand wie betäubt. Ihre Hand griff nach dem Arm des Sohnes, denn wie eine Ohnmacht wandelte es sie an. Sie erkannte, wie theuer ihr Helene bereits geworden war, ohne daß sie es gewußt hatte.

„Arme, arme Helene!" flüsterte sie mit zuckenden Lippen.

Wie ein elektrischer Schlag fielen die schmerzlichen Worte der Mutter auf Hermann's Seele. Was war es, was in seiner Brust sich regte, was sein Herz sich krampfhaft zusammenziehen ließ?

XXIII.

Ausgestreckt auf der Chaiselongue desselben Zimmers, in welchem er am Weihnachtsabend Helene Hofmeister empfangen, lag Herr Nikolaus Kolbe, dies Mal nicht mit dem Studium der Börsenkurse beschäftigt, sondern blaue Ringelwölkchen aus einer feinen Havanna in die Luft sendend. Unablässig verfolgte er dabei die wunderlichen Windungen, welche der emporsteigende Rauch zeichnete, aber der Blick seiner Augen war starr, theilnahmslos dabei und verrieth, daß ihn ganz andere Gedanken in Anspruch nahmen.

Zwar war es Abend, aber der helle Schein der Lampe auf dem Tische daneben warf ihr volles Licht auf das Gesicht des Mannes, dessen eigenartiger Ausdruck gerade unter dieser krassen Beleuchtung um so schärfer hervortrat. Wenn man Herrn Nikolaus Kolbe zum ersten Mal sah, so wußte man nicht, ob man einen noch in gewissem Sinne jung aussehenden Greis oder einen vor der Zeit gealterten jungen Mann vor sich hatte. Seine Züge waren durchaus gleichmäßig. Er hatte ein längliches Gesicht mit ziemlich spitzem Kinn. Die Augen waren normal und von großer Beweglichkeit, während der Blick derselben sehr oft etwas metallisch Hartes hatte, was auf die Seelenlosigkeit ihres Besitzers hinwies. Der Ausdruck des Gesichts war ein im Allgemeinen cynischer, die Bewegungen dieses Mannes, die sicheren und wohlüberlegten eines gewiegten Weltmannes; doch besaß er nichts von der ceremoniellen Rücksichtnahme eines solchen. Seitdem sein Reichthum ihn zu der Stellung emporgeschwungen, welche er gegenwärtig einnahm, hielt er es vielmehr für sein Recht, Rücksichtslosigkeit zu üben, wie es ihm beliebte. Er hing ja von Niemandem ab. Was also konnte ihn zurückhalten, zu thun, was er für gut fand?

Cynisch war, wie gesagt, das Gepräge seines Gesichts fast immer, in dieser Stunde aber, als er so dalag, umspielte seine fest aufeinander gekniffenen Lippen ein beinahe teuflisches Lächeln und seine Augen hatten den grausamen Ausdruck eines Raubthieres, welches sein machtloses Opfer zwischen seinen Klauen weiß.

Und in seiner Art und Weise hatte Herr Nikolaus Kolbe Grund, Triumph zu empfinden, denn ein mit der Raffinirtheit eines Dämons vorbereiteter Coup war ihm nicht allein gelungen, sondern die Wirklichkeit hatte seine Aussichten noch übertroffen. Herr Nikolaus Kolbe war ganz und gar der würdige Vater seines Sohnes, wie dieser umgekehrt dem gegebenen Beispiel getreu gefolgt war. Beide besaßen ihre Passionen und die neueste des alten Mannes bestand seit Jahresfrist darin, die so unnahbar stolze, schöne Helene Hofmeister sich zu erringen. Sie war frei. Herr Nikolaus Kolbe kam mit der Gesellschaft, wie solche im Giesenau'schen Hause verkehrte, zu wenig oder vielleicht auch gar nicht in Berührung, als daß er von den Gerüchten einer voraussichtlichen Verbindung zwischen Hermann Giesenau und Helene hätte erfahren können. Sein erster Gedanke war gewesen, direkt um das junge Mädchen anzuhalten, aber eine nähere Begegnung mit derselben hatte ihn ihre Abneigung schnell erkennen lassen, daß der Vater seine Tochter gleichsam anbetete und sie gewiß nicht zwingen würde, die Gattin des allerdings sehr reichen, aber ungeliebten, alten Mannes zu werden, wenn sie sich weigerte. Nein, es war Thorheit, den geraden Weg hier zu betreten, den Herr Nikolaus Kolbe überhaupt niemals im Leben gegangen hatte.

(Fortsetzung folgt.)

Vermischte Nachrichten.

* Ein Diebstahls- und Hehlerei-Prozeß von gewaltigem Umfange begann gestern vor der ersten Strafkammer des Landgerichts in Berlin. Die Verhandlung richtet sich gegen 34 Personen, davon sind 21 beschuldigt, eine Diebesbande gebildet zu haben, um gemeinschaftliche Raubzüge zu unternehmen; die übrigen Angeklagten haben sich wegen Hehlerei zu verantworten. Es stehen insgesammt 38 Diebstahlsfälle zur Anklage, die auf die Zeit vom November 1890 bis Ende Februar 1891 entfallen. Es soll eine förmliche Organisation unter den Dieben bestanden haben. Dieselben bildeten drei Abtheilungen, welche sich die „Nichtraus-Kolonne", die „Hut-Kolonne", und die „O-Kolonne" nannten. Als Feld ihrer Thätigkeit hatten die Diebe sich besonders den Stadttheil Moabit und Charlottenburg ausersehen. Sie beschränkten sich darauf, die Vorgärten und Höfe zu besuchen, und stahlen mit Vorliebe metallene Springbrunnen-Figuren, Aufsätze und Röhren oder sonstige metallene Gegenstände. Konnten die Diebe keine Gegenstände von größerem Werth fortschleppen, so begnügten sie sich damit, [illegible] zu stehlen. Die Verhandlung ward unerwartet schnell beendet. Sämmtliche Angeklagte wurden verurtheilt. Das Strafmaß bewegte sich von sechs Jahren Zuchthaus bis hinab zu einem Verweise. Die Rädelsführer der Diebesbande, die Arbeiter Hodermann und Zerning, wurden zu je sechs Jahren Zuchthaus verurtheilt; von den der Hehlerei Beschuldigten wurden der Handelsmann Seipelt zu drei Jahren, seine Ehefrau zu einem Jahr Zuchthaus verurtheilt. Alle übrigen Angeklagten erhielten Gefängnißstrafen. Die Summe aller Strafen betrug 17 Jahre 6 Monate Zuchthaus und 23 Jahre 6 Monate Gefängniß.

* Frankfurt a. M., 12. April. Ueber ein Rekontre mit einem Militärposten berichtet das „Frankf. Tagebl.": Bei dem Polizeigefängniß hatten gestern Abend zwei Herren ein Renkontre mit einem Posten, das leicht schlimme Folgen hätte haben können und jedenfalls bezeichnend ist für die Art, wie die dem Posten gegebenen Machtbefugnisse gedeutet und gehandhabt werden. Gestern Abend gegen 10 Uhr kamen der Direktor der Messerschmidt'schen Brauerei in Homburg, Herr Volk, und der Installateur Herr Wächtershäuser von hier aus der an der Ecke der Starke- und Heiligkreuzstraße belegenen Wirthschaft Clarius heraus, gingen über die Straße hinüber zu einem vor dem Gerichtsgebäude angebrachten Kanaleinlauf und verrichteten dort ihre Nothdurft. In diesem Augenblick kam der um das Gerichtsgebäude patrouillirende Posten, faßte Herrn Volk am Arme und erklärte ihn und Herrn Wächtershäuser im Namen des Gesetzes (!) für verhaftet. Die Herren, die nicht begreifen konnten, warum sie festgenommen wurden, verbaten sich zunächst entschieden jede Handgreiflichkeiten Seitens des Postens und gingen dann ruhig mit zur Wache. Der wachthabende Unteroffizier nahm die Meldung von dem Vorfall entgegen, ging dann mit dem Posten und den Herren zu der Stelle, an welcher die Unthat geschehen, bei deren eingehender Besichtigung es sich herausstellte, daß weder das Gerichtsgebäude, noch auch das Trottoir Schaden genommen hatte, da die Herren sich im Augenblick der Festnahme in der breiten Fahrbahn befunden hatten. Der Vorfall hatte einige Passanten veranlaßt, stehen zu bleiben, und sie alle nahmen für die Festgenommenen Partei. Das erbitterte den Posten offenbar und als dann noch Herr Direktor Volk verlangte, daß der Posten zur Bestrafung gemeldet werde, geberdete sich dieser wie rasend, fällte, trotz der Gegenwart des Wachthabenden und ohne Kommando das Gewehr und griff die Herren an. Herr Wächtershäuser entriß dem Posten das Gewehr, worauf dieser das Seitengewehr zog und damit den Angriff fortsetzte. Nur mit Mühe gelang es dem Wachthabenden, den Wüthenden, der fortwährend schrie, daß er seine Instruktion kenne und sich „das" nicht gefallen lasse, von weiteren Thätlichkeiten abzuhalten. Der Posten hatte sogar scharf geladen und dabei eine Patrone verloren, die von Civilpersonen gefunden wurde. Die Herren Volk und Wächtershäuser wurden wieder entlassen und der Posten abgelöst. Die Affaire selbst wird ihren Abschluß vor Gericht finden. Die Festgenommenen haben sich jedenfalls sehr unanständig benommen, sie verdienen unfraglich eine Lektion, als sie doch direkt aus dem Wirthshaus kamen und dort ihre Nothdurft hätten verrichten können. Allein Anlaß zum Einschreiten war damit für den Posten nicht gegeben, es sei denn, daß die Militärposten nun auch mit den Funktionen der Sittenkommissäre betraut werden müßten, und neben dem lebensgefährlichen Knallen auch das Festnehmen „im Namen des Gesetzes" betreiben.

* Unter den unwissenden Eingeborenen der Stadt Delhi herrscht große Aufregung, weil sich unter ihnen das Gerücht verbreitet hat, die Regierung wolle sieben Knaben entführen lassen, um sie dem Wassergotte zu opfern. Dieser wohnt nach Anschauung des Volkes auf dem Platze, wo ein Reservoir gebaut werden soll. Mehrere Sepoys, welche in den Verdacht geriethen, mit der Entführung beauftragt zu sein, wurden von der Menge furchtbar mißhandelt. Die Polizei thut ihr Bestes, die Leute eines Besseren zu belehren und hat auch mehrere Personen verhaftet. Diese sollen unter die Anklage des Aufruhrs gestellt werden.

* In Rabat (an der marokkanischen Küste) kam an Bord des nach Tanger fahrenden Dampfers „Mequinez" ein Eingeborener, der aus Fez stammte. Als das Schiff Larache in Sicht bekam, näherte sich das in Frage stehende Individuum dem Kommandanten und fragte, ob man sich Angesichts Tangers befände, worauf der Kapitän die erwünschte Auskunft gab. In demselben Augenblick zog der Passagier einen Revolver aus der Tasche und gab einen Schuß in die Luft ab, wahrscheinlich um sich zu vergewissern, ob die Waffe funktionire. Als er dieses gethan hatte, schoß er gleich darauf auf den Kapitän. Dieser wurde am Ohr getroffen und lief eilends in seine Kabine um sich zu bewaffnen, während der zweite Kapitän ein Bulldogmesser zog und damit den Attentäter am Arm verwundete. Darauf versetzte ihm das Individuum einen Gegenstoß, welcher den Gegner schwer verwundete; der Letztere suchte sein Heil in der Flucht, wobei er so unglücklich hinstürzte, daß er sich das Bein brach. Darauf nahm der Kapitän Hay, der sich inzwischen mit einer Art Flobert bewaffnet hatte, von Neuem den Kampf auf; bald aber mußte er das Feld räumen und flüchtete in seine Kabine, während sein Sohn zur Hülfe herbeieilte. Der Marokkaner verwundete diesen schwer durch einen Revolverschuß und blieb nun Herr der Situation auf Deck, wo ihn Niemand anzugreifen wagte. Nun schritt der Mörder an der Schiffsküche vorüber und tödtete den Koch, der gerade bei der Arbeit war, durch einen Schuß. So wurde er Herr des Schiffes. Einem Matrosen gelang es jedoch, sich unter der Kommandobrücke zu verbergen und das Schiff auf das Kap Spartel und Tanger zu dirigiren. Die Verwundeten blieben sich selbst überlassen ohne Hülfeleistung Seitens der Bemannung und der Passagiere, welche von einer panikartigen Furcht befallen waren. Als nun der „Mequinez" in die Bucht von Tanger einging, ahnte kein Mensch in der Stadt, was sich auf dem ankommenden Schiffe soeben abgespielt hatte. Man sah allerdings von der Küste aus die unverständlichen Manöver des Dampfers, welcher ohne Richtung fuhr und nahe daran war, die Riffe anzulaufen. Glücklicherweise war das Meer ruhig. Der Mörder, der die Kommandobrücke beherrschte, hatte noch zwei harmlose Mauren niedergeschossen, die er in dem Augenblick traf, als das Schiff in die Bay einfuhr. Das Boot der Sanitätskommission kam nun heran, und endlich konnte sich die auf das Hintertheil des Schiffes geflüchtete Mannschaft mit den Insassen der Barke verständlich machen und denselben auseinandersetzen, warum die Kommandobrücke leer war, abgesehen von dem Eingeborenen, der wie ein Rasender den Revolver in der Hand darauf auf- und abrannte. Der Delegirte der Sanitätsbehörde, Ricardo Alvarez, fuhr so schnell er konnte an das Land zurück und benachrichtigte das englische Konsulat, sowie die marokkanische Behörde von dem Vorgefallenen. Eingeborene Soldaten unter Führung des Hafenkommandanten schifften sich daraufhin ein. Als das Detachement Bord an Bord mit dem „Mequinez" lag, bestieg der Bais Borgasch das Schiff und rief dem Mörder die Worte zu: „Komme hierher," worauf das Individuum, den Revolver noch immer in der Hand, plötzlich willig gehorchte und, von den Soldaten ergriffen, gelandet wurde, an der Mole, wo schon ganz Tanger auf den Herrn wartete, welcher nunmehr nach der Landung in die Casbah (Gefängniß) abgeführt wurde. Wie sich bei dem Verhör herausstellte, ist der Mörder aus Fez gebürtig und angeblich von makelloser Vergangenheit, und hat die That wohl im Wahnsinn ausgeführt. Unverständlich bleibt dabei die Situation, weil die 20 Mann starke Bemannung, alles robuste martialische Gestalten, sich so feige benommen hat und während fünf Stunden auf hoher See vor einem einzigen Mörder, der nur einen Revolver und sein Gumid (Dolch) besaß, verkroch.

Druck und Verlag von Bleifuß & Co. in Düsseldorf.
Verantwortlicher Redakteur: Bernhard Klee in Düsseldorf.